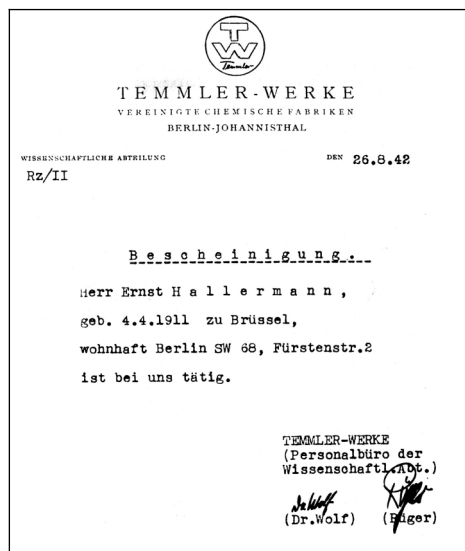


Das Fluchthilfe-Netzwerk um Luise Meier und Josef Höfler

AB 8c - Leben im Berliner Untergrund

Jizchak Schwersenz, geboren 1915 in Berlin, war ein jüdischer Lehrer. Während seine Eltern deportiert und von den Nazis ermordet wurden, ging er in den Untergrund. Unter falschem Namen und ohne Wohnung lebte er in Berlin. Dort leitete er die Jugendgruppe 'Chug Chaluzi', die untergetauchten jüdischen Jugendlichen half. In seiner Autobiografie erzählt er vom Leben im Berliner Untergrund. Nach Schätzungen gab es in Berlin etwa 5000 Juden im Untergrund. 1944 entschied sich Schwersenz zur Flucht und wandte sich an Luise Meier. Ihm gelang die Flucht. Nach dem Krieg ging er nach Israel und arbeitete wieder als Lehrer.



Papiere waren überlebenswichtig, da es im Dritten Reich häufig zu Ausweiskontrollen und Polizeirazzien kam. Die Polizei suchte nach Deserteuren, entflohenen Zwangsarbeitern und Juden im Untergrund. Links: Gefälschte Arbeitsbescheinigung. Eine Freundin von Jizchak Schwersenz entwendete den Firmenvordruck aus der Fabrik. (© Wichern-Verlag) Rechts: Passfoto für gefälschten Ausweis. Schwersenz nahm im Untergrund den Namen Ernst Hallermann an. Um 'arischer' zu wirken, ließ er sich einen Schnauzbart wachsen und kaufte eine neue Brille (© Wichern-Verlag).

- 1 „Für jeden, der zum illegalen Leben übergang, mussten zunächst die organisatorischen Voraussetzungen geschaffen werden. Um überhaupt versteckt leben zu können, war es nötig, einen Platz zu finden, der als Versteck geeignet war. Die jüdischen Wohnungen waren nicht mehr zugänglich, denn nachdem die Familien zur Deportation geholt worden waren, wurden die Türen durch die Polizei abgeschlossen und versiegelt. (...)
- 5 Für unser Durchkommen waren neben der Quartierbeschaffung weitere Probleme zu lösen: Wo bekamen wir etwas zu essen? Wie sollten wir uns ausweisen? Wer gab uns das nötigste Geld? Zur Organisation unseres illegalen Daseins waren wir daher auf Menschen angewiesen, die den Mut hatten, uns zu helfen, und die uns noch helfen konnten: Menschen aus nicht-jüdischen Kreisen, christliche Berliner, aber auch Menschen aus „Mischehen" oder „Mischlinge", die von den Deportationen noch nicht betroffen waren und im allgemeinen weniger bespitzelt oder schikaniert wurden. (...)
- 10 Unsere Helferkreise teilten wir auch danach ein, was sie für uns tun wollten oder tun konnten. So gab es die „Quartierleute", dann diejenigen, die uns zu Tisch einluden, andere, die uns Lebensmittel oder Marken schenkten, und schließlich die „Geldgeber". (...)
- 15 Es ist klar, dass das dringlichste Problem und zugleich auch das schwerste für uns in dieser Zeit die Frage der Unterkunft war. Es ging dabei nicht nur um einen Schlafplatz, sondern im weiteren Sinne um einen Aufenthaltsort überhaupt, also auch am Tage und besonders im Winter. Nur wenige Menschen waren bereit, die große Gefahr auf sich zu nehmen, einen von uns nachts oder gar tagsüber in die Wohnung zu lassen. (...) Hilfe für Juden war ja im Dritten Reich in jeder Form ein „Verbrechen" - um wieviel mehr erst
- 20 die Beherbergung von Juden. Manche Helfer, bei denen ein untergetauchter Jude entdeckt wurde, waren als „Judenknechte" nicht nur geächtet, sondern oft ebenso festgenommen und eingesperrt worden wie die versteckten Juden selbst.
- Es konnte beispielsweise auffallen, wenn Personen, die nicht zu einer bestimmten Familie gehörten, abends in ein Haus kamen und es erst am Morgen wieder verließen. In den Berliner Häusern gab es überall einen Portier, der seine Wohnung meist neben oder unmittelbar hinter dem Hauseingang hatte, daher alle ein- und ausgehenden Menschen beobachten konnte und sehr häufig als Spitzel für die Nazis fungierte; manchmal waren dies die sogenannten „Blockwarte", in deren Händen auch die Verteilung von Le-

bensmittelkarten lag. - Um gar nicht erst auffällig zu werden, wechselten wir unsere Quartiere so oft wie möglich. Man musste vermeiden, in zwei aufeinander folgenden Nächten das gleiche Nachtquartier zu benutzen. Wir pflegten uns daher einen bestimmten Zyklus einzurichten, so dass jedem Wochentag eine andere Quartierstelle zugeordnet war. Natürlich klappte das nicht immer, und oft war jeder auf sich allein gestellt. Wir konnten erst am späten Abend oder in vorgerückter Nachtstunde, wenn die meisten Menschen schlafen gegangen waren, uns leise in die betreffenden Wohnungen schleichen und mussten sie frühmorgens verlassen, bevor andere Hausbewohner aufstanden und uns wahrnehmen konnten. Oft kam es vor, dass Menschen, die uns an sich gerne mit einer Unterkunft helfen wollten, dies aus Furcht vor Nachbarn oder auch aus Rücksicht auf die eigene Familie nicht wagen mochten. (...)

Mit dem Ausfall von Aufenthaltsorten und Schlafmöglichkeiten wurde das Durchkommen immer schwieriger. Es war beklemmend, wenn der Abend kam und man nicht wusste, wo man übernachten sollte. Wir versuchten zwar immer noch, an diese oder jene Tür zu pochen, um vielleicht doch noch einmal Aufnahme zu finden. Wegen der zunehmenden Gefahr auch für unsere Wirtsleute hatten wir aber oft nicht mehr den Mut, sie in Verlegenheit zu bringen. (...)

Viele Nächte waren (...) „Straßennächte“. Wenn bis zum späten Abend absolut keine Unterkunft mehr zu finden war, musste ein „Nachtprogramm“ entworfen werden. Auch dafür gab es verschiedene Möglichkeiten. Das wichtigste war immer, nicht aufzufallen. Im Sommer war es natürlich einfacher, eine ganze Nacht im Freien zu verbringen. Im Winter aber mussten wir uns gegen Schnee, Frost und eisigen Wind schützen. Unendlich lang ist die Nacht, wenn man einsam durch die ausgestorbenen Straßen geht und nichts anderes tun kann als den Ablauf der Zeit nach den Glockenschlägen der Kirchturmuhren zu messen. Die schwersten Stunden waren die von 1 Uhr morgens bis gegen 5 Uhr, denn in dieser Zeit ruhten die meisten Verkehrsmittel. Die letzten Züge fuhren bis etwa halb eins, und kurz nach 5 Uhr fuhren wieder die ersten Straßenbahnen, die S- und U-Bahnen. (...)

Wartesäle und Bahnhofsräume kamen als nächtliche Aufenthaltsorte nicht in Betracht, denn es war zu unsicher und zu auffällig, dort längere Zeit zu bleiben. An den Verkehrsknotenpunkten der Eisenbahn war die Polizei konzentriert. Oft wurden Razzien und Polizeikontrollen gemacht. Sie galten zwar weniger uns Juden, sondern vor allem desertierten Soldaten und Fremdarbeitern. Die deutschen Truppen hatten ja aus den besetzten Gebieten, aus allen Richtungen Europas, viele Menschen als Arbeitssklaven nach Deutschland gebracht, vor allem in die Industriegebiete; es kam oft vor, dass diese Fremdarbeiter sich dem Frondienst für die Deutschen entziehen wollten. Daneben suchte die Polizei natürlich auch „Straffällige“ anderer Art. Für uns konnten diese Kontrollen höchst gefährlich werden, und so hielten wir uns in den Bahnhofshallen nach Möglichkeit nie länger als eine Viertelstunde auf. Besser war es, immer „unterwegs“ zu sein. Auch in städtischen Parks oder Waldanlagen gab es Razzien. (...)

Quartiere, falsche Papiere, gelungene Tarnung - all dies reichte nicht aus, um im Untergrund zu überleben. Wir mussten zu essen haben oder das nötige Geld, um Nahrungsmittel zu kaufen. Die beste und einfachste Lösung war eine Einladung zum Essen. In unserem Helferkreis gab es eine ganze Reihe von Menschen, die uns damit am ehesten helfen konnten und immer wieder einen oder auch mehrere zu einer warmen Mahlzeit einluden. Schön war es, an einem Familientisch zu sitzen; beim Abschied bekamen wir gewöhnlich noch ein Lebensmittelpaket in die Hand gedrückt, das wir redlich untereinander aufteilten. Wo ein Nachtquartier bestand, fiel des Öfteren auch noch ein Abendimbiss oder eine Morgenmahlzeit für uns ab, besonders natürlich bei den Menschen, die uns mit allen ihren Möglichkeiten unterstützten. (...)

In den letzten Kriegsjahren wurden die Lebensmittelrationen für die Bevölkerung immer knapper. Die Zahl unserer Helfer verringerte sich auch aus diesem Grund. Immer mehr verloren in den Bombennächten ihre Wohnung, flohen aufs Land oder wurden von den Behörden evakuiert. So wurde nicht nur die Quartiersuche, sondern auch die Verpflegung immer problematischer. Tischeinladungen wurden selten, und die Helfer, die uns noch blieben, konnten von ihrer Essensration kaum noch etwas entbehren.“

Arbeitsaufträge

1. Arbeite stichwortartig heraus, welche Schwierigkeiten und Risiken es für Juden im Untergrund gab!
- +2. Versetze dich in die Lage von Jizchak Schwersenz. Es ist zwei Uhr nachts, und wieder hat er keine Unterkunft erhalten und kaum etwas gegessen. Das Leben im Untergrund zehrt an seinen Nerven, und er weiß nicht, ob er es noch lange durchstehen wird. Immer wieder werden Freunde von ihm geschnappt und deportiert. Er ist müde, und er weiß nicht, was er tun soll. Es gibt für ihn drei Möglichkeiten: weiterhin im Untergrund leben, sich der Gestapo stellen (was Deportation in ein KZ bedeutet) oder Flucht in die Schweiz. Gestalte einen inneren Monolog, in der Jizchak über die drei Optionen nachdenkt und zu einer Entscheidung kommt. Bedenke dabei, dass Schwersenz als Leiter einer illegalen Jugendgruppe zusammen mit anderen für einige Jugendliche verantwortlich ist.